

Kritik standhaltenden Darstellung des obigen Themas, und auch aus diesem Grunde möchte man ihm eine weite Verbreitung wünschen.
G. Karp S. J.

Die christliche Banditen=Comedia.
Von Wilhelm Möller. (Iberisch=amerikanische Studien Nr. 8.) 80 (78 S.)
Hamburg 1936, Ibero=amerikanisches Institut. Kart. M 3.-

Der Verfasser hat die richtige Erkenntnis, daß das spanische Drama der Barockzeit eine innere Entwicklung vom Schauspiel zum Seelendrama durchläuft, an einigen Werken, die den Fall und die Bekehrung eines Menschen zum Gegenstand haben, ausführlich dargestellt. Es ist ihm aber dabei weder geglückt, sich vor Überreibungen zu bewahren, noch hat er versucht, die festgestellte Verschiebung des Gehaltskernes vom äußern Geschehen in die innern Gründe in die ganze Zeit einzubauen. Auch die ersten Banditendramen bieten Inneres, Weltanschauliches, Christliches. Schließlich ist ein Schauspiel zum Schauen da, und wirken äußere Geschehnisse und Lebensabläufe auf die Seele. Es entsprach der Zeit und den Zuschauern, daß Lope de Vega mehr diese Dinge behandelte, und es ist sehr die Frage, ob die etwas rationalistische Vorführung seelischer Gedanken- und Gefühlsfolgen, wie sie Mira de Amesca bietet, künstlerisch wertvoller ist als die unbekümmerte Art Lopes und anderer. Mehr Christentum in diesem oder jenem Stück festgestellt zu haben, ist Möller unseres Erachtens nicht gelungen. Auch die ersten, »profanen« Stücke sind durchseelt. Was das Studium der trotz allem verdienstvollen Arbeit streckenweise unerquicklich macht, ist die Fülle von Fehlurteilen und Mißverständnissen, die der in die ganze Gedankenwelt des katholischen »siglo de oro« kaum eingedrungene Verfasser äußert. Da sind M. Menéndez y Pelayo und Pfandl doch sicherere Führer; letzterer verdient nicht den Vorwurf, keine ästhetische Würdigung der Dichtungen gegeben zu haben.

H. Becher S. J.

Schöne Literatur

Die Geschichte der Tilmanföhne.
Von M. B. Kennicot. 80 (532 S.) Tübingen 1937, Wunderlich. Geb. M 7.80
Das Heimweh nach einem befriedeten Europa und der Glaube an seine Möglichkeit leuchtet aus jeder Seite dieses Buches.

Wir haben Familienromane gehabt, die tief niederdrückten, als ob es nun einmal nicht anders gehe, als daß die Lebenskraft der Geschlechter sich erschöpfen müsse, Familiengeschichten, welche - ausgesprochen oder unausgesprochen - die Irrlehre verkündeten, daß zerfetzende Überreife und Dekadenz die notwendige Kurve adeliger Sippen sei.

Dieses Buch kündet anderes. Von sieben Generationen weiß die Großmutter Ora dem 1935 im Dreibrünnlerhaus an der Tauber geborenen Enkel Til zu erzählen, angefangen vom Urahn in Ostpreußen, der als Oberstleutnant im Dienste des Alten Fritz stand und als Generalpächter auf Skadien und Yoritten starb (1799), von Söhnen und Nachkommen, die das Schicksal nach England, Schweden, Amerika verschlug - die aber in all dem sich, ihrem Geschlecht und der Heimat treu blieben, weil sie in guten und bösen Tagen eins hatten: den Glauben. Darum wünscht die Großmutter dem Enkel: »Wenn du eins herauslesen sollst aus diesen Aufzeichnungen, Til, dann sei es dies, was sie selber bei den wunderbaren und oft schreckensvollen Abenteuern des Lebens erprobt hat als den Schlüssel, der aufschließt - ohne dem Geheimnis, das hinter allem liegt, um einen Schritt näher gekommen zu sein. Sie weiß nichts, die Großmutter, außer diesem einen: man muß glauben. Man muß glauben durch alles hindurch, über alle greifbaren Gegenbeispiele hinweg, daß der Mensch etwas vermag, daß ein Sinn da ist« (262). Mag dann auch das Leben sein, wie es ein amerikanischer Freund einmal dem »Vetter« Tilman bezeichnete: »Das Leben«, sagte er, »ist weiter nichts als immer eine verflixte Sache nach der andern« - er wird mit »Vetter« Tilman sagen: »Beste Auslegung, die ich je gehört habe« - aber fortfahren: »Und doch möchte man's gleich von vorn anfangen« (503).

Von diesem Glauben auch an die Sendung der erweiterten Familie, des deutschen Volkes, und seiner Sendung an die Welt, sprechen die Blätter. »Kein Volk der Erde übertraf es in der Mäßigkeit und in der Billigkeit seiner Forderungen. Seinem Wesen nach war es dazu geschaffen, ein guter Nachbar zu sein. Erst in der Zusammenwirkung seiner Kräfte mit denen der andern würde man es erkennen, wie es war.« Erst durch solches Zusammenwirken könnte Europa das sein und lei-

sten, was zur Befriedung der Welt unauf-schiebbar geleistet werden müßte. Ohne fein tätiges und freies Mittun wird nichts geschaffen werden (480).

So steht das Buch nicht zuletzt auch als Hoffnung über dem noch gespaltenen Europa. Th. Hoffmann S. J.

Meister Mathis, genannt Grünewald. Ein Leben unter Gott. Von Adelbert Alexander Zinn. 80 (264 S. und 8 Bildtaf.) Berlin 1937, Grote. M 5.60

Es ist ein Wagnis, den Meister des Ihenheimer Altars in einem biographischen Roman Gestalt werden zu lassen. Gehört es doch fast zu seiner Eigenart, gestaltet und namenlos zu sein. Das Werk ist hier alles, der Mensch ist nichts. Und dieses Werk ist Gottesdienst. »Ein Leben unter Gott« nennt daher Zinn mit Recht das Leben Grünewalds. Denn in seinem Werk wird dieses Künstlerleben selber Gottesdienst. Viel Schweres und Zartes findet sich in diesem Buch beisammen, das von der geheimnisvollen Tiefe und lichten Helle der gottverankerten Seele kündet. Schade, daß bei dem so ehrlichen und glücklichen Bemühen des Dichters dennoch einige Verzeichnungen unterlaufen sind. Wie so oft, wird auch hier die Unbefleckte Empfängnis Mariens mit der jungfräulichen Geburt verwechselt. Auch die gnostische Deutung der »ewigen Maria« im Engelkonzert des Ihenheimer Altars geht fehl. Aber wer vermag denn überhaupt diese einzigartige Gestalt zu erklären? Laufen hier etwa Fäden zur »Sophia« der Ikonen? Diese Fragen und Ausstellungen treten restlos zurück vor dem starken Eindruck dieses Buches: es ist Zinn gelungen, mit der Einfühlung des Ehrfürchtigen und Liebenden das Leben des Meisters Mathis zu »entdecken« und seine Gestalt aus dem Schatten seines Werkes zu lösen. Vielleicht ist es ihm deshalb gelungen, weil er selber fähig war, hinter seinem Werk zu verschwinden. Man möchte dieses Buch jedem Künstler in die Hände legen und vor allem denen, die sich zu kirchlicher Kunst berufen fühlen.

E. Kirschbaum S. J.

Abälard und Bernhard. Von Josef Weingartner. (380 S.) Innsbruck 1937, Tyrolia. Geb. M 5.50

Dieser Abälard-Roman des kundigen Innsbrucker Propstes ist geschichtlich eine

willkommene Ergänzung zu dem berühmten Abälard-Roman Helen Waddells (Peter Abälard, Hamburg 1935; vgl. diese Zeitschrift 131 [1936] 127) und gleichzeitig die beste Antwort auf die »Bemerkungen« Theodorich Kampmanns über diesen (Hochland, Sept. 1937). Der Abälard-Roman Helen Waddells stellte alles unter das Geheimnis der Liebe Gottes in der scheinbaren Graufamkeit des Leidens. »Wir sind gerechtfertigt . . ., denn durch das Leiden Seines Sohnes hat Er uns so an Sich gebunden, daß derart erweckte Liebe um feinetwillen vor nichts zurückschreckt« (334). Das Aug in Aug zwischen Erbünde und Erlösung geht auf und unter in die Offenbarung dieser Liebe: wie gerade der scheinbar rein epikuräisch seelenlose Dombherr Gilles es am Schluß ausspricht: »Cuius dolore plaga nostra curata est; et lapsus nostros aliena ruina suscepit! Dies las ich vor fünfzig Jahren in einem alten Meßbuch in Bobbio. . . Ich frage mich: Ist es das, was die Menschheit von Gott erfleht?« (335 Ende.) Gegen das Gegeneinander zwischen der Gnosis einer Verklärungstheologie (die den wahren augustinischen »Christus deformis«, den »deformierten Christus«, auch und gerade in einer »deformierten Kirche«, zu einem Schein macht) und dem Tragizismus einer Kreuztheologie (die die Glorie der Liebe im Geheimnis dieses »deformierten Christus« zu einem menschlichen Tragizismus humanisiert) -, gegen beides tritt das Zueinander zwischen »Seinem Schmerz« und »unserer Wunde«, zwischen »unserem Fall« und »Seinem Ruin«, als »Geheiltsein« durch »Seinen Schmerz« und »Aufgehoben« in »Seinen Ruin«, und diese unauflöslliche Einheit als Offenbarung der Einen Liebe, die gerade so ihre Herrlichkeit kundtut. Eben dies läßt Weingartner Hugo von St. Viktor aussprechen, da Abälard und Bernhard gegeneinander treten: »O Liebe, um leichter zu siegen, hast du zuerst Gott überwunden. . . Vermündet hast du den Leidensunfähigen, gefesselt den Unüberwindlichen, sterblich gemacht den Ewigen . . ., um unsere harten Herzen zu erweichen . . ., damit deine Pfeile sie leichter durchbohren« (317 f.). Um dieses Geheimnisses willen irrt Abälard durch seine Liebe zu Heloise und durch seine Kämpfe um das Licht des Wissens. Um dieses Geheimnisses willen stürmt Bernhard durch seinen beständigen Streit für